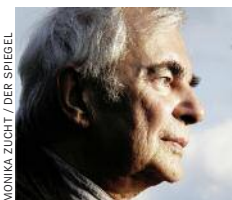


GEDENKEN

„Er hat sich unangreifbar gemacht“

Nachrufe auf den SPIEGEL-Reporter Jürgen Leinemann



MONIKA ZUCHT / DER SPIEGEL

Jürgen Leinemann

Geboren am 10. Mai 1937. Er studierte Geschichte, Germanistik und Philosophie, bevor er für die Presseagentur dpa arbeitete. Von 1971 bis 2006 war er Korrespondent, Reporter und Ressortleiter beim SPIEGEL, er wurde unter anderem mit dem Egon-Erwin-Kisch-Preis und auch dem Henri-Nannen-Preis für sein Lebenswerk geehrt. Am 9. November erlag er in Berlin seinem Krebsleiden.



SABINE SAUER / DER SPIEGEL

Autor Leinemann, Ehefrau Rosemarie, Altkanzler Schröder 2007

VIEL ZU NAH

GERHARD SCHRÖDER
Bundeskanzler a. D.

Distanz und Nähe – das waren die Prinzipien von Jürgen Leinemanns journalistischer Arbeit. Dieses Gegensatzpaar kennzeichnet ebenso unser persönliches Verhältnis über mehr als drei Jahrzehnte.

Erstmals sind wir uns 1975 bei einem rechtspolitischen Kongress der SPD begegnet. Der frisch aus Amerika zurückgekehrte SPIEGEL-Korrespondent und der Juso-Bezirksvorsitzende stellten erstaunt fest, dass beider Wege immer wieder nach Hannover führten. Das war der Beginn einer langen Beziehung, die von gegenseitiger Achtung, aber auch heftigen Auseinandersetzungen gekennzeichnet war.

Ich kann nicht leugnen, dass ich am Anfang meiner politischen Karriere von

Journalisten und ihrer Arbeit fasziniert war. Sie verkörperten für mich ein Stück Macht, an der ich teilhaben wollte. Umgekehrt war Jürgen Leinemann von der Welt der Politik beeindruckt.

Als junger Bundestagsabgeordneter traf ich ihn Anfang der achtziger Jahre regelmäßig in Bonn. Wir fanden Gefallen am Streitgespräch über Politik und Politiker. Um mein Ziel zu erreichen – die Spitzenkandidatur für die SPD bei der niedersächsischen Landtagswahl 1986 –, musste ich mir im Land zunächst die nötige Bekanntheit verschaffen. So begleitete mich Leinemann einmal im Monat für mehrere Tage. In meinem VW-Passat begaben wir uns dann auf Entdeckungs- und Vorstellungstour durch unsere gemeinsame Heimat Niedersachsen.

Das journalistische Ergebnis hielt er in seinem ersten großen Porträt über mich im SPIEGEL fest: „Marathonlauf auf dem Hochseil“ war die Quintessenz – für mich überraschend kritisch. Damit hatte ich

nicht gerechnet; ich war enttäuscht. So machte ich meine erste Erfahrung mit Leinemanns Fähigkeit, konsequent von der Nähe zum Objekt seiner journalistischen Beobachtung auf Distanz beim Formulieren umschalten zu können.

Später sagte er über diese Zeit, dass wir uns in diesen drei Jahren menschlich viel zu nahe gekommen seien, um auf Dauer professionelle Distanz halten zu können. Also stellte er den Sicherheitsabstand wieder her.

Zehn Jahre lang erschien von ihm kein Artikel über mich im SPIEGEL. Dennoch tauschten wir uns regelmäßig aus und besuchten uns mit unseren Familien – gelegentlich in Hannover, gelegentlich vor den Toren der Stadt, wo ich lebte.

1994 kam es zu einem tiefen Zerwürfnis mit der Folge einer zweijährigen Funkstille. Uns beiden war aber das Nachtragen wesensfremd. Und so überwandten wir trotz gegenseitig zugefügter Blessuren diesen Graben – rechtzeitig vor der Ent-

scheidung der SPD über die Kanzlerkandidatur 1998. Leinemann machte kein Geheimnis daraus, dass er mir nicht vertraute, das Amt des Bundeskanzlers angemessen ausüben zu können. Ich brauchte sieben Amtsjahre, bis er seine Meinung änderte. Sein abschließendes Urteil im Herbst 2005, als er mir an dieser Stelle bescheinigte, das Zeug zum Kanzler zu haben, war für mich eine späte Genugtuung.

Was auch immer uns trennte, Jürgen Leinemann hielt nie mit seinem großen Respekt vor der Arbeit von Politikern hinter dem Berg; und zwar Respekt vor der Kraftanstrengung, einem gewaltigen Druck standhalten zu können.

Kaum einer seiner Kollegen hat sich ein solches Verständnis von den Anforderungen und Gefährdungen eines Politikerlebens erworben wie er.

Meine Bewunderung für Leinemann galt seinem sicheren Instinkt und seiner Fähigkeit, Grenzen zu erkennen, die sein berufliches Selbstverständnis ihm setzte. Als Journalist war er überall dabei, aber er wollte nie dazugehören. Seine Leidenschaft für seine Arbeit und für die Objekte seiner Beobachtungskunst war davon nicht tangiert.

Und er war ein Meister der Sprache, die für ihn Lebenselixier war. Allen angehenden Vertretern seines Berufsstandes, die von ihm lernen wollten, bläute er ein, dass der Journalismus ein Beruf mit strengen handwerklichen Regeln ist und auf einer Standesethik gründet. Bis zum Schluss forderte er von seinen Adressaten die eigene klare Haltung, die er im journalistischen Gewerbe zunehmend vermisste. Dazu gehörten für ihn die fundierte solide Recherche und die klare Grenzziehung zwischen „Politik machen“ und „Politik beschreiben“. Dieser Versuchung hat Leinemann Zeit seines Lebens widerstanden. Das ist es, was am Ende seine Größe ausmacht.

Ich selbst bin oft Opfer seiner Sezierkunst geworden. Gelegentlich habe ich mich damit getröstet, dass Jürgen Leinemann womöglich versucht, sich selbst zu entlasten, indem er die eigenen Schwächen und Fehler auf andere projizierte.

Aber dieses hilflose Argument trug nicht dauerhaft, weil er auch mit sich selbst ehrlich ins Gericht ging und seine eigenen Schwächen schonungslos öffentlich eingestand.

Sein Buch „Höhenrausch“ hat ihm viel Anerkennung eingebracht. Es wird einzigartig bleiben; er hat sich damit unangreifbar gemacht. Denn das Argument mit der Projektion hat er darin für alle Zeiten entkräftet, weil er sich selbst nicht nur als Analytiker, sondern auch als Opfer dieses „Systems“ sah, der für kurze Zeit die Erdung verloren hatte.

Und dann der Fußball! Kein Gespräch mit ihm ohne einen Blick auf den vergangenen Spieltag der Bundesliga. Gerne hät-

te ich von ihm erfahren, wie er über die jungen erfolgreichen Trainer heute, zum Beispiel beim amtierenden Deutschen Meister, aber auch beim Vizemeister denkt.

Jürgen Leinemann, der große deutsche Journalist, hat tiefe Spuren hinterlassen. Er hatte die Kraft und die Argumente, die Autorität und die Ausstrahlung, gespeist aus Erfahrung und Lebensweisheit, anderen Orientierung zu geben und Vorbild zu sein. Das ist von Dauer. Und das können nicht alle seines Fachs von sich sagen.

IN ÖL

BIRGIT LAHANN

Ex-„Stern“-Reporterin

Ich hatte mich in der letzten Zeit vor einem Wiedersehen gedrückt, hatte Angst, dass Jürgen sich mit diesem schrecklichen Sprachapparat am Hals, der oft so schlecht zu verstehen war, zu sehr anstrengen müsste. Jürgen ohne Gespräche – das war doch zu traurig. Ich sehe ihn noch in Tokio, als Helmut Kohl in einer Rede über Kulturzusammenarbeit sagte: „Befruchtung ist keine Einbahnstraße.“ Wir notierten den herrlichen Satz, Jürgen für den SPIEGEL, ich für den „Stern“. Und dann lachte er und sagte: „Birgit, aber wir erscheinen schon Montag!“

Er schrieb ja in Öl. Umkreiste Mächtige und Ohnmächtige. Tage, Wochen, Monate. Er kreiste sie ein. Ja, sagte Joschka Fischer, und am Ende liegt man auf der Couch. Jürgen war der Analytiker unter den politischen Journalisten, suchte immer nach dem psychologischen Schlüsselerlebnis. Er überfiel seine Opfer nicht gleich mit Fragen. Sollen sie doch zeigen, wie sie gezeigt werden wollen, sagte er mal zu mir. Minister Hans Matthöfer sagte vor dem Gespräch zu seiner Frau: „Der Herr Leinemann soll nämlich eine schöne Geschichte über mich schreiben.“ Was für ihn denn schön sei, fragt Leinemann ihn. Und Hans-Dietrich Genscher wollte am liebsten alles selbst schreiben. „Dann machen Sie mal“, sagte Leinemann und beschrieb ihn als einen Mann, „der den Finger in die Luft reckt, um zu sehen, woher der Wind weht, den er selbst macht.“

Und dann habe ich Jürgen doch noch besucht. Wenige Tage vor seinem Tod. Er lag im Krankenhaus. Wie schmal war er geworden, aber die schönen Augen und sein Lächeln – alles noch da. Zweieinhalb Stunden lang habe ich erzählt.

Und sein Blick war wach und vergnügt. Nur der neue Sprech-



DOP IMAGES

apparat nervte und erlaubte nicht mehr als telegrammartige Sätze. Wir sind dann langsam ein paar Runden im Haus spazieren gegangen, und die Schwestern standen da und applaudierten, wenn sie ihren Patienten wieder um die Ecke kommen sahen.

SEIN TROST

CORDT SCHNIBBEN

SPIEGEL-Reporter

Wenn ein großer Mensch stirbt, ist die Trauer so groß oder klein wie bei jedem anderen Menschen. Wenn ein großer Journalist stirbt, mischt sich in die Trauer der Triumph, der Sieg über den Tod. Die Texte bleiben! Unsterblich. Jeder kann sie lesen, seine Enkel, seine Leser, die Enkel der Leser, die Enkel der Enkel.

Als ich zusammen mit Jürgen die Grenze zum Tod abgeschrieben bin, vor Jahren,



DIRK EISERMANN

haben wir darüber gesprochen, wie tröstlich deshalb ein Journalistentod sein kann. Vor uns lag der sterbende Hanns Joachim Friedrichs, der wollte, dass wir aus seinen letzten Gedanken ein Interview machten. Der Krebs hatte ihn innerhalb weniger Monate zum Bettgespenst gemacht, das von sich sagte, „ich hab ganz dünne Beinchen und Ärmchen, wer will denn so leben?“

Er hauchte, flüsterte, keuchte seine Abrechnung mit ARD-Bürokraten, mit Politikern, mit vermeintlichen Freunden in das Aufnahmegerät, fünf Stunden lang. Und immer, wenn er zwischendurch wegdämmerte, sprachen Jürgen – damals noch gesund – und ich – ganz weit entfernt vom Tod – darüber, wie wir sterben wollten.

Hajo gab uns mit auf den Weg: „Der einzige Trost, den man hat, kurz vor dem Ende: dass es kein weggeschmissenes Leben war. Dass man sagen kann: Ich bin sauber geblieben.“

EIN DOLMETSCHER

WOLFGANG SCHÄUBLE

Bundesfinanzminister

Jürgen Leinemann war kein Politiker, doch er wirkte und lebte in der Politik. Er hat Politiker begleitet, ihnen zugehört und sie einfühlsam und fair beschrieben. Er hat genau beobachtet, nicht gerichtet. Es war immer spürbar, dass er dem Menschen gerecht werden wollte – im Guten wie in den fragwürdigen Zügen. Die Würde der Porträtierten hat er immer gewahrt. Die Geschilderten sahen in seinen SPIEGEL-Texten tatsächlich in einen